



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Lorbeer : Erzählung : (Schluß). 11

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Lorbeer.

Erzählung von August Niemann

(Schluß)

11



Das freudige Familienereignis regte alle möglichen Empfindungen in der nachdenklichen Seele Herrn Nestels auf, aber nach einiger Zeit, als Saquenetta wieder anfing, sich um das vor langer Zeit begonnene Drama zu bekümmern, überwogen bei ihm zwei Gedankenrichtungen. Die erste bezog sich auf seinen kleinen Sohn. Das Kind war gesund und wohlgebildet, aber sehr ernst und hatte einen ungewöhnlich großen Kopf. Das beunruhigte die Eltern und besonders den Vater. Der Arzt erklärte zwar, es sei keine Spur von Wasserkopf, sondern im Gegenteil ein sehr ausgebildeter, vielversprechender Kopf, aber das beruhigte Herrn Nestel nicht vollständig, zumal da der Arzt hinzugefügt hatte, bei Eltern, die geistig thätig seien, komme eine derartige Entwicklung der Köpfe der Kinder nicht selten vor. Herr Nestel war besorgt.

Der andre Fluß seiner Gedanken bezog sich auf Saquenetta, die sich seit der Verheiratung so sehr verändert hatte. Saquenetta war nicht mehr die ruhige, praktische, heitere Frau, sondern nahm mehr und mehr das Wesen einer unverstandnen schönen Seele an. Sie konnte stundenlang dasitzen und ihrem Manne Vorträge über ihre Empfindungen halten. Sie nahm das eigne Gefühlleben unter das Mikroskop, analysirte es und klagte darüber, daß ihr niemand die Sympathie entgegenbringe, die sie beanspruche. Dabei regte sie die Mühe um das Kind auf. Die mütterlichen Sorgen, denen sie sich durchaus nicht entzog, sondern eifrig widmete, wurden ihr zur schweren Last, und so wurden ihr ihre litterarischen Arbeiten gleichfalls schwer.

Ihr Mann bat sie oft, ganz vom Schreiben abzulassen, aber das erzürnte sie. Offenbar war sie nicht allein der Einnahmen wegen aufs Schreiben erpicht, sondern es hatte sie auch litterarischer Ehrgeiz ergriffen. Dieser Ehrgeiz stritt in ihrem Innern mit ihren mütterlichen Pflichten, denn das Kind nahm sie sehr in Anspruch. Sie stillte es selbst, sie folgte damit ihrer Überzeugung. Wertwürdigerweise fühlte sich Herr Nestel durch diesen Konflikt bei seiner Frau gehoben. Er bekam neue Lust, zu schreiben, wenn er seine Frau in der Kinderstube wußte. Er vollendete seine Novelle von dem verachteten

Dichter und fand einen Verleger, der zwar nichts dafür bezahlte, sie aber doch in elegantem Einband auf den Markt brachte.

Dieser Erfolg stachelte wiederum Zaquenetta auf. Sie vollendete im zweiten Lebensjahre ihres Kindes ihr Stück und einen Roman, für den sie gleich zwölftausend Mark Honorar bekam. Darauf erschienen ihr Bild und ihre Biographie in vier großen Zeitungen, und die Redaktionen überhäuften sie mit Bitten um Beiträge. Das Stück hatte sich zu einem Lustspiel herausgebildet, das von einem Berliner Theater zur Aufführung angenommen wurde. Doch sollte es erst im dritten Lebensjahre des Kindes auf die Bühne kommen. Die Aufregungen des Wartens, die Verhandlungen mit der Direktion, die Abänderungen des Stückes, das häufige Aufschieben der Aufführung: all dieser Ärger, diese Hoffnung und diese Freude bei der endlichen Festsetzung der ersten Aufführung hatten die Nerven der Dichterin sehr mitgenommen. Sie hatte schon mehreremale erklärt, sie wolle sich lieber ganz dem Kinde widmen und nichts mehr von der Bühne wissen. Aber ihr Mann wußte, daß sie das nicht im Ernste meinte.

Am dem Nachmittag vor der ersten Aufführung ging Herr Nestel früher als sonst aus dem Café nach Hause. Er war aufgeregter und wollte seiner Frau in ihrer Aufregung zur Seite stehen. Als er in ihr Zimmer trat, saß Zaquenetta mit Herrn Krügel auf der kleinen Ottomane, wo sie sich auszuweichen liebte, und es kam ihm so vor, als ob beide bei seinem Eintreten auseinanderführten.

Er sagte nichts, sondern setzte sich schweigend nieder. Herr Krügel blickte auf die Uhr, sprach von wichtigen Geschäften, die er noch vor dem Theater zu erledigen hätte, und entfernte sich.

Weshalb warst du so unhöflich gegen Krügel? fragte Zaquenetta.

Unhöflich?

Allerdings. Du sprichst kein Wort. Es sah so aus, als ob dir seine Anwesenheit lästig fiele.

Nun, offen gestanden, sehr erfreulich war sie mir nicht.

Da kannst du ihn ja fordern und totschießen!

Zaquenetta, ich finde dich seltsam aufgeregter und ungerecht.

O, ich habe es lange gemerkt. Ich habe doch meine Augen. Dir ist ja die Gesellschaft, die bei uns verkehrt, überhaupt nicht gut genug.

Ich hätte Grund, über dich zu klagen, sagte Herr Nestel finstern Blicks. Ich habe geschwiegen, aber du fängst selbst davon an, und da muß ich dir erwidern, daß ich auch Augen habe. Ich finde, daß du mit Krügel zu vertraulich verkehrst. Bedenke deine Ehre!

Wah! rief Zaquenetta, ich mache selbst Phrasen. Komm mir doch nicht damit!

Ich verlange Rechenschaft! fuhr er drohend fort, indem er aufstand.

Du thätest besser, dich ruhig zu verhalten. Du kannst keine Aufregung vertragen. Der Arzt hat dich gewarnt.

Und du hast die Grausamkeit, mich daran zu erinnern?

Es ist Mitleid, entgegnete sie. Du irrst dich. Ich habe kein Verhältnis mit Krügel. Übrigens, wenn ich es hätte, so wäre es klüger von dir, es nicht zu bemerken. Ich bin Dichterin. Mir gebührt ein andres Maß von Freiheit als den Frauen, die die Sklavinnen ihrer Männer sind. Ich bin unabhängig. Überhaupt habe ich das Recht, über der Philisternmoral zu stehen. Meine geistige Bedeutung erhebt mich zu meiner eignen Moral. Ich wieder-

hole dir, daß ich kein Verhältnis zu Krügel habe, aber wenn du mich reizest, könnte ich leicht aus Opposition thun, wozu ich das Recht habe. Ich kann thun, was ich will.

Herr Nestel ging nach dieser Unterredung wie im Traume auf sein Zimmer, nahm eine Pistole aus dem Kasten und betrachtete sie. Dann legte er die Waffe wieder weg und vergrub sich in seinen Lehnstuhl. Er fuhr heute nicht mit ins Theater. Er verschloß seine Thür und ließ Jaquenetta allein fahren, obwohl sie an die Thür pochte und nach seinem Befinden fragte. Er antwortete nur, er wolle allein bleiben.

Es waren qualvolle Stunden, die er verbrachte; seine Vergangenheit und seine Gegenwart bekämpften sein Gemüt wie schwarze Schatten, und er blickte voll Furcht in die Zukunft, denn es war ihm, als hätte er sich selbst verloren. Endlich ging er in die Kinderstube und blickte lange in seines Kindes Gesicht. Der Kleine schlief. Dann schloß er sich wieder ein, sprach auch nicht mit seiner Frau, als sie zurückkehrte. An dem Lärm und Lachen hörte er, daß sie mit mehreren Herren gekommen war. Von der Aufführung erfuhr er durch die Zeitungen. Das Stück hatte ziemlich gut gefallen. Es wurde zwölfmal gegeben und wanderte dann in die Provinz.

Da Herr Nestel zu dem Entschluß gekommen war, zu thun, als hätte er nichts bemerkt, ging das alte Freundschaftsverhältnis mit Herrn Krügel weiter. Jaquenetta that ebenfalls so, als ob nichts vorgefallen wäre, und Herr Krügel wußte seine unbefangene Miene gut zu bewahren. Er schrieb Besprechungen über Jaquenettas Stück, daß der Leser denken mußte, erst jetzt sei das lang ersehnte deutsche Lustspiel gekommen.

Im Hause wandte Herr Nestel seine Teilnahme wesentlich seinem Sohne zu, außerhalb des Hauses seiner Schachpartie. Er lächelte schmerzlich, als ihm im Schachklub eines Tages der Vorschlag gemacht wurde, die Redaktion der Schachzeitung zu übernehmen. Vielleicht blüht mir noch der Lorbeer auf diesem Gebiete, sagte er sich, und nahm den Antrag an.

Eines Nachmittags saß er im Lehnstuhl vor seinem Schreibtische, sah nachdenklich auf das Gesicht des Vampyrs an der Wand und ging mit halber Aufmerksamkeit einem Schachproblem nach, als ihn eine sonderbare Musik aus dem Nebenzimmer aufweckte. Er hatte kurz vorher Jaquenetta einige Kinderlieder spielen hören. Sie pflegte dem kleinen Felix, der diesen Namen nach dem Großvater Mantilla erhalten hatte, vorzuspielen, da das Kind das sehr liebte. Jetzt war es ein unvollkommenes Tasten auf dem Flügel und das Zusammensuchen einer Melodie, wodurch er gefesselt wurde. Er stand endlich auf und blickte durch die Thür. Da sah er, daß Felix spielte! Das Kind hatte ein Kissen auf den Klavierstuhl gelegt und war hinauf geklettert, sodaß es die Tasten bequem erreichen konnte.

Das verursachte dem Vater eine seltsame Empfindung. Er ging hin und sah dem Knaben ins Gesicht. Aber Felix ließ sich nicht stören. Mit großen ernstern Augen sah er den Vater an und spielte weiter.

Herr Nestel ging leise hinaus und holte Jaquenetta. Er fühlte eine unbestimmte Besorgnis, aber es beruhigte ihn, daß Jaquenetta, als sie den Knaben spielen sah, lachte und ihm einen Kuß gab.

Komm, Sunge, sagte sie, indem sie ihn auf den Schoß nahm, ich will dir zeigen, wie mans macht.

Sie spielte ihm langsam vor, zeigte ihm den Fingersatz, und das Kind

mit seinen zarten Händchen spielte richtig nach. Es begriff mit erstaunlicher Leichtigkeit.

Von nun an unterrichtete Saquenetta ihren Felix alle Tage, und das Kind machte solche Fortschritte, daß die Freunde des Hauses, die es bemerkten, erstaunt waren. Es war schwer, den Knaben mit andern Dingen zu beschäftigen oder auch nur zu unterhalten. Hörte er Musik, so veränderte sich sein ganzes Wesen. Er war dann wie begeistert. Zu solchen Dingen, wie andre Kinder sie trieben, war er schwer zu bewegen, und namentlich mißglückte der Versuch, ihn durch Kindergesellschaft zu erheitern, vollständig. Der ernste Knabe betrachtete andre kleine Kinder wie fremde Wesen.

Ich bitte dich, strenge das Kind nicht zu sehr an, sagte Herr Nestel zu seiner Frau. Das kleine, schwache Gehirn darf noch nicht arbeiten.

Arbeiten? fragte sie. Der Junge arbeitet nicht. Es ist ihm ja ein Vergnügen. Ich strenge ihn nicht an, ich halte ihn zurück. Aber er ist nicht zu halten.

Eines Abends, als Saquenettas Salon wieder mit Gästen gefüllt war und ausnahmsweise auch Professor Mantilla den Kreis mit seiner Anwesenheit beehrte, trat Herr Buchwald ein und brachte eine Dame mit. Herr Nestel erkannte in ihr zu seiner Verwunderung das Fräulein von Chostatow, das er vor Jahren in der Pension kennen gelernt hatte. Sie trug ein weißes Atlaskleid mit langer, gestickter Schleppe.

Herr Buchwald ging auf Saquenetta zu, die in einem lachsfarbenen seidnen Kleide auf dem mittelften Sofa thronte, und sagte: Schöne Frau, ich stelle Ihnen hier meine Braut vor, Baronesse Chostatow.

Was, junger Künstler, entgegnete Saquenetta, Sie haben eine Braut? Sie haben jemand gefunden, der so leichtsinnig ist, sich mit Ihnen zu verloben?

Herr Nestel saß an der Wand, seiner Frau gegenüber, und sah der Szene mit gerunzelter Stirn zu. Er war an einen gewissen Ton schon gewöhnt. Daß seine Frau als Madame Saquenetta, oder als hohe Dichterin, oder als schöne Frau angerebet wurde, hatte er schon hinunterschlucken gelernt; so etwas war in diesem Kreise üblich. Aber daß Herr Buchwald unaufgefordert seine Braut mitbrachte, und daß diese Braut gerade die Russin war, von der ihm der Bräutigam selbst die Geschichte mit dem Börsenjobber erzählt hatte, das ging ihm doch über den Spaß. Sollte er das Paar hinauswerfen? Ach, er hatte sich schon an so vieles gewöhnt. Saß doch Saquenetta dort zwischen ihrem Hofmaler, wie sie Herrn Dietrich nannte, und Herrn Krügel, der ihre weißen Schultern betrachtete. Hatte er doch selbst Herrn Krügel nicht hinausgeworfen!

Weshalb soll das Leichtfinn sein? fragte Herr Buchwald.

Sie wollen doch nicht etwa heiraten? sagte Saquenetta. Oder haben Sie die Stelle als Kapellmeister erhalten?

Nein, sagte Herr Buchwald stolz. Glücklicherweise hat sich die Sache zerschlagen.

Das ist der echte Künstlerhochmut. Leichtsinniger! Die Kunst geht nach Brot.

Entschuldigen Sie, Gnädigste, sagte Herr Dietrich. Die Kunst geht nicht nach Brot. Die Kunst weiß, daß sie kein Brot bekäme, auch wenn sie darnach ginge. Die Kunst ist Gottesdienst und ist Sport.

Unsinn, sagte Saquenetta. Bestärken Sie diesen Geigenkünstler nicht noch in seiner Thorheit.

Wieso? fragte Herr Buchwald.

Es ist eine Thorheit, daß Sie keine Anstellung nehmen. Sie bemühen sich nicht genug. Das ist falscher Stolz. Wenn Sie sich verloben, müssen Sie für eine feste Anstellung sorgen. Aber ich kenne Sie und warne hiermit Ihre reizende Braut.

Die Russin lachte.

Die Kunst muß nach kaufmännischen Grundsätzen betrieben werden, warf Herr Krügel ein.

Was? rief Herr Buchwald. Ist sie ein Geschäft?

Gewiß, alles ist Geschäft. Die Kunst, die Litteratur, die Politik, alles. Selbst das Amt des Königs ist ein Geschäft.

Herr Krügel sprach gewichtig. Er war ein Mann von Ansehen geworden, ein Matador der Publizistik, und ein halbes Duzend junger Männer vom Feuilleton, die seiner Fahne folgten, klatschten seiner Bemerkung Beifall.

Sie haben hier den kleinen Simonsohn gesehen, setzte Saquenetta hinzu. Er ist jetzt Chordirigent bei der Oper und macht sich unentbehrlich. Sie werden sehen, in einem Jahre ist er Oberregisseur. Er sagt: Ich lasse mir alles gefallen; ich werde gescholten, gestoßen, ich entgegne kein Wort. So muß es sein, wenn man es zu etwas bringen will. Jeder muß sich darnach richten, wie es die Leute haben wollen, und muß sich solange quälen, bis er gefällt.

Bei den letzten Worten richtete Saquenetta den Blick auf ihren Mann. Er konnte herauslesen, was er wollte.

Wenn mein Felix groß ist, fuhr sie fort, werde ich dafür sorgen, daß er es zu etwas bringt. Ich glaube, daß er Anlagen hat.

Anlagen? Wozu? fragte Herr Buchwald.

Zur Musik.

Wie alt ist er denn jetzt?

Er ist vier und ein halbes Jahr alt.

Das möchte ich sehen, sagte Herr Buchwald.

Das können Sie, ich werde ihn holen, und er soll Ihnen etwas vorspielen. Liebe Saquenetta, sagte Herr Nestel, du willst doch nicht das Kind aus dem Bette holen? Felix schläft seit zwei Stunden.

Das schadet ihm nichts, sagte sie, ging und kam nach einigen Minuten mit dem Kind auf dem Arme wieder. Der Junge trug ein langes, weißes Nachthemd und rieb sich die Augen. Zwanzig Personen versammelten sich um Mutter und Kind, Baronesse Chostatow gab Felix einen Kuß.

Die Herrschaften entschuldigen das Kostüm, sagte Saquenetta. Komm, mein Junge, setz dich hier auf das Kissen, und nun spiele deine Sonate.

Felix sperre sich nicht, er weinte nicht, er sah die Gesellschaft mit ernstestem Augen an, erhob seine kleinen Hände und spielte einen Sonatensatz von Mozart. Die Bewunderung und der Beifall waren groß. Namentlich Professor Mantilla, der noch nichts von des Enkels Kunstfertigkeit gehört hatte, zeigte sich ganz begeistert. Saquenetta! rief er. Du irrst dich! Der Junge ist nicht für das Klavier, er ist für die Geige geschaffen. Das höre ich. Eine Geige! Hat niemand eine Geige hier?

Herrn Buchwalds Geige wurde gebracht. Er hatte mit seiner Braut zusammen etwas vortragen wollen. Professor Mantilla nahm die Geige, zeigte sie dem Kinde, spielte ihm etwas vor, wies ihm die Griffe und die Bogenführung und gab sie ihm dann in die Hände. Der Kleine hatte die Sache

schnell erfaßt und versuchte wirklich die Melodie nachzuspielen, die der Alte gespielt hatte.

Nun ist es genug, sagte Herr Nestel. Er nahm das Kind in die Höhe und trug es wieder in sein Bett. Er war tief betrübt, als er das Kind niederlegte und ihm die Stirn streichelte. Eine unbestimmte Ahnung bedrückte ihn.

Als er in den Salon zurückkehrte, hörte er Herrn Krügel eifrig mit Saquenetta reden. Sie haben an dem Kinde ein Kapital, sagte Herr Krügel, das Ihnen jährlich an Zinsen mehr einbringen wird, als Sie mit Ihren Romanen und Theaterstücken in Ihrem ganzen Leben zusammenschreiben können. Lassen Sie Felix von einem tüchtigen Künstler ausbilden. In einem halben Jahre kann er als Wunderkind reisen. Dann mache ich seinen Impresario und Manager, die Litteratur hänge ich an den Nagel. Sie werden etwas erleben.

Saquenetta wurde nachdenklich. Tags darauf ging Herr Nestel zum Arzt. Mein Junge hat ein eminentes Talent für Musik, sagte er. Wir denken daran, ihn ausbilden zu lassen. Sie kennen das Kind. Halten Sie es nicht für bedenklich, ihm solche Anstrengungen zuzumuten?

Lassen Sie die Natur sprechen, antwortete der Arzt. Soweit das Kind Lust zum Üben zeigt, soweit reicht meiner Ansicht nach auch die Kraft. Nur dürfen Sie den Knaben niemals treiben. Und dann rate ich Ihnen, geben Sie der Übung in der Musik dadurch ein Gegengewicht, daß Sie das Kind möglichst kindlich halten und sehr kräftig ernähren. Ersparen Sie ihm vorläufig den Schulunterricht.

Felix ist ja noch nicht fünf Jahre alt.

Also fällt das von selbst weg. Lassen Sie ihn möglichst viel spielen und sich mit andern Knaben austummeln, und, wie gesagt: alles, was er thut, muß er freiwillig thun, sonst wird er durch die musikalische Ausbildung zu sehr angestrengt. Ist alles eitel Lust und Liebe bei ihm, so haben Sie nichts zu befürchten.

Felix erhielt nun einen ausgezeichneten Pianisten zum Lehrer, denn auf den Gedanken des Alten, ihn im Geigenspiel auszubilden, wollte Saquenetta nicht eingehen. Im übrigen wurde er nach der Vorschrift des Arztes behandelt. Aber traurigen Blickes sah es der Vater mit an, daß ein Teil des Programms, nämlich das Spielen und Austummeln mit andern Kindern, unausführbar war. Felix schien zwar Lust zu haben, sich mit den Kindern zu befreunden, die ihm zugeführt wurden, und die er besuchen durfte, aber die andern Kinder wollten nicht mit ihm spielen. Es war, als ob sie Scheu vor ihm hätten. Spazierengehen, spazierenfahren blieb die einzige Erholung für ihn. Das Studium der Musik, dem er sich mit Leidenschaft widmete, füllte sein Leben aus.

Beinahe täglich kam jetzt der Großvater Mantilla ins Haus, nämlich zu Felix. Er schwärmte für den Jungen. Er schenkte ihm eine Geige und gab ihm selbst etwas Unterricht, denn er blieb bei seiner Behauptung, für die Geige habe der Junge noch mehr Talent als für das Klavier. Oft mußte der Großvater mit Gewalt vertrieben werden, damit es dem Kinde nicht zu viel wurde.

Im Sommer gingen die Eltern drei Monate nach Thüringen, damit Felix Waldluft genießen konnte.

12

Als Felix fünf Jahre alt geworden war, wurde beschlossen, ihn zum erstenmal auftreten zu lassen. Herr Krügel, der Feuer und Flamme für die

Sache war, hatte schon in den Zeitungen vorgearbeitet. In musikalischen Kreisen redete man bereits von dem Wunderkinde Felix Nestel-Mantilla, dem Sohne der beliebten Schriftstellerin gleichen Namens und dem Enkel des berühmten Geigenvirtuosen Mantilla, das Publikum fand Notizen über das Kind in allen Blättern, aus denen es seine geistige Nahrung sog. Herr Krügel hatte, um seiner neuen Stellung als Manager des Wunderkinde's gewachsen zu sein, schon seit längerer Zeit in verschiedenen Blättern die Musikreferate übernommen. Hierzu hielt er sich für um so mehr befähigt, als er in seiner Jugend, wo er noch Kellner und Buchhalter gewesen war, die Zither gespielt und gesungen hatte. Er riß anfangs planmäßig alle musikalischen Leistungen der Kunstinstitute herunter, wo das Kind demnächst auftreten sollte, und nachdem er sich hierdurch gefürchtet gemacht hatte, fing er an, dieselben Kunstinstitute zu loben.

Meine gnädige Frau, sagte Herr Krügel in Herrn Nestel's Gegenwart zu Saquenetta, für die Wertschätzung unsers Felix beim Publikum wird es vom größten Nutzen sein, wenn er zuerst vor einem Fürsten spielt. Erst der Beifall eines Fürsten giebt ihm die rechte Weihe. Wir dachten, ihn zunächst in Dresden spielen zu lassen, und wenn er dort zuerst am Hofe spielen könnte, wäre es gut. Der königliche Hof in Dresden ist sehr musikverständlich, und so fiel die gute Aufnahme dort doppelt ins Gewicht.

Saquenetta stimmte zu. Nach der Ansicht des Vaters wurde nicht gefragt. Sein Unglück und Ungeschick, leicht erklärlich aus seiner idealistischen und unpraktischen Natur, schloß Herrn Nestel, als wäre das ganz selbstverständlich, von Beratungen ernsterer Art aus.

Herr Krügel fuhr nun nach Dresden und erreichte es wirklich, daß die Majestäten genehmigten, den Knaben auf einer Hoffoirée zu hören.

Das Ehepaar Nestel, Professor Mantilla, Herr Krügel und der Wunderknabe reisten ab und logirten sich im Hotel Bellevue ein. Felix ging mit seiner Mutter und seinem Großvater an den Hof. Der Erfolg war schön. Felix spielte mit der Unbefangenheit, die seiner Kindlichkeit entsprach. Seine Majestät klopfte ihm auf die Wange und sagte der Mutter einige freundliche Worte, eine königliche Prinzessin gab dem Kinde einen Kuß, und der Hofmarschall überreichte im Auftrage eine goldne Uhr.

Nun griff Herr Krügel ein. Er posaunte das Ereignis durch den Telegraphen und das Telephon aus und mietete den Saal des Gewerbehause's für drei Konzerte. Die teuersten Plätze kosteten zehn, die billigsten drei Mark.

Zwei Tage nach der Hoffoirée las Herr Nestel in der Zeitung: „Dem jugendlichen Künstler wurde das unschätzbare Glück zu Teil, Eltern zu besitzen, die frühzeitig die stark sich äußerbenden Ankündigungen eines großen Talents für die Interpretation der Tonschöpfungen unsrer größten Meister erkannten und dieses seltene, gottbegnadete Talent zu pflegen und der vollen künstlerischen Ausbildung pianistischen Könnens entgegenzuführen keine Mühe scheuten. In dem Verkehr mit kongenialen Geistern, wie sie in dem Salon der berühmten Dichterin Frau Saquenetta Nestel-Mantilla die lebendige Wirkung der als Künstler wie als Menschen bedeutenden und in den Wechselbeziehungen des Empfangens und Gebens sich auslebenden Persönlichkeiten der Aristokratie des Geistes zum Austrag bringen, wuchs sich Felix zu einem ganzen Künstler aus. Sein erster Erfolg ist ein überaus glänzender gewesen, und er ist nur aus der Eigenart der ihm zu teil gewordenen Schule heraus zu erklären und

zu verstehen. Man bewundert den selten kräftigen Anschlag, man staunt über die fabelhafte, mit den schwierigsten Aufgaben der Klaviertechnik tändelnde Virtuosität, über das leidenschaftliche Temperament und die tiefe Empfindung, die in dem Klavierspiel dieses kindlichen Pianisten in die Erscheinung tritt.“ Das war Herrn Krügels Feder.

Herr Nestel ging zum Konzert ins Gewerbehaus, setzte sich auf einen möglichst verborgnen Platz und beobachtete das Hereinkommen des Publikums. Die Menge strömte. Dann erschien Felix, er wurde von der Mutter geführt und auf den Stuhl vor dem Flügel gesetzt. Durch den Saal ging Applaus.

Wie ernst der Knabe ausah! Er schlug in die Familie Mantilla. Er hatte das dunkle Haar, die dunkeln Augen und die bräunliche Hautfarbe des Großvaters. Sein Gesichtchen rührte den Vater so sehr, daß er die Thränen nicht zurückhalten konnte.

Der Knabe spielte Stücke von Mozart, Schubert, Chopin, Liszt und Rubinstein. Was da alles in dem jungen Kopfe zusammengedrängt saß!

Der Saal hallte von Beifall wieder, das Publikum war entzückt, immer und immer wieder wurde Felix von seiner Mutter hereingeführt, um seine Rußhändchen zu werfen. Zuletzt wurden drei riesengroße Lorbeerkränze auf das Podium getragen.

Herr Nestel beobachtete Mutter und Kind durch sein Opernglas, er konnte jede Miene sehen. So entging ihm eine Beobachtung nicht, die ihn sonderbar ergriff: beim Erscheinen der Lorbeerkränze warf Saquenetta einen haßerfüllten Blick auf den Knaben.

Auch die andern beiden Konzerte waren von dem größten Erfolg begleitet. Die Familie kehrte mit fünfzehn Lorbeerkränzen und einem Reingewinn von siebzehntausend Mark nach Berlin zurück.

Seltsam gestaltete sich aber das Familienleben. Der Fluß ward zum Strome. Die Familie war fast nie mehr allein. Nicht nur Herr Krügel war fast beständig da und entfaltete unzählige Briefe und Zeitungen, die sich mit Felix beschäftigten, es drängten sich auch Besuche aller Art. Musiker und Konzertunternehmer kamen täglich, staunten und machten Anerbietungen. Es kamen Maler und Photographen, um Bilder von Felix aufzunehmen. Die Wohnung glich einem Laubenschlag, jetzt erst hatte der Ruhm mit seinem gewaltigen Fittich das Haus berührt!

Im innersten Heiligtum berührt! Herr Nestel hatte recht gesehen in Dresden. Saquenetta war voll Eifersucht auf ihr Kind. Ich bin gerächt, sagte sich Herr Nestel.

Aber diese Rache, die ihm das Schicksal bereitete, zog ihm das Herz zusammen. Er war voller Sorge um Felix und suchte ihm nicht nur Vater, sondern auch Mutter zu sein. Denn er merkte, daß der Knabe die Liebe der Mutter vermißte. Sie widmete ihm wohl noch die Sorgfalt, deren er als hilfloses Kind bedurfte, aber sie vermochte es nicht zu ertragen, daß ihr eigener Ruhm in den Schatten trat vor dem strahlenden Lichte, das der Stern des Kindes verbreitete. Sie schrieb nicht mehr, sie schleuderte ihre Feder verächtlich beiseite, und das bisher hoch gehaltne Kränzchen, ihren einzigen kleinen Lorbeer, warf sie ins Feuer.

Die Königin von England! sagte Herr Krügel nach einigen Wochen, die Königin von England! Sie muß Felix hören!

Wirklich brach die Familie nach dem Windsorjochloffe auf, auch der alte

Professor mit. Man reiste mit der größten Vorsicht und unter allen möglichen Bequemlichkeiten. Die vier Erwachsenen und dazu eine erprobte, zuverlässige Kinderfrau waren in jeder Weise um Felix bemüht.

Felix spielte vor der Königin in einem Kreise von Herzogen und Herzoginnen, Lords und Gräfinnen, und die Königin küßte ihn.

Dann veranstaltete Herr Krügel ein Konzert in der Alberthalle. Die Preise waren den englischen Verhältnissen angemessen. Der billigste Platz kostete ein Pfund.

Herr Nestel saß wiederum beiseite mit seinem Opernglase. Er fühlte sich recht überflüssig. Der ungeheure Raum füllte sich bis zum letzten Platze. Die Engländer mußten das Wunderkind sehen, dem ihre Königin einen Kuß gegeben hatte. Wie das Wehen des Geistes über den Wassern zur Zeit des Chaos wehte ein Hauch gesammelter menschlicher Elektrizität über den vielen tausend Köpfen. Herr Nestel war der Mann seiner Frau gewesen, jetzt waren er und Saquenetta nichts weiter als die Eltern ihres Wunderkindes. Der Vater kam sich unter den Tausenden wie ein Atom vor.

Felix spielte, ein donnerähnliches Getöse folgte seinem Spiel. Es durchbrauste die Halle und erschütterte den Vater. Ihm war, als würde er bald zum Himmel erhoben, bald in einen Abgrund gestürzt. Es ging wie ein Fieber durch seinen Körper. Er blickte angstvoll um sich und drückte die Hand aufs Herz. Unser Körper ist doch nur eine Täuschung, dachte er. Wir halten dieses Gerüst von Knochen und diese Bekleidung von Fleisch für fest, aber wie leicht zergeht es unter der Flamme innern Sturmes! Wir sind doch nur Seelen, die mit Lust bekleidet sind. Diese Bestandteile, die sich in wenigen Monaten vollständig erneuern, sind im letzten Grunde nur ein Gemenge von Stickstoff, Sauerstoff, Kohlensäure und Wasserdunst. Und in diesem Gasgemenge leben wir wie in einem Wirbelwind. Das arme Kind! Wenn es wirklich fühlt, was es spielt — wie entsetzlich ist der Gedanke! Wie soll die arme Seele solche Schwingungen ertragen? Und wenn es nicht fühlt — warum brüllt das Publikum so? Der Lorbeer — der Lorbeer! Ich werde alt, ich bin nun fertig, mir blüht der Lorbeer nicht mehr. Ich hoffte, er sollte mir im Alter das Haupt umwinden. Gern wollte ich mich ja mühen und abarbeiten, selbst hungern und frieren um der Unsterblichkeit willen, wollte die Kahlheit eines ärmlichen Lebens verstecken unter dem Schmucke, der für die Ewigkeit bestimmt ist, wie Julius Cäsar den kahlen Kopf unter dem goldnen Kranze verbarg. Aber es ist mir nicht beschieden gewesen, und dieses Kind nimmt den Lorbeer mit spielender Hand. Lorbeer! Lorbeer! Was bedeutet wohl der Mythos von Daphne, die sich in den Lorbeerbaum verwandelte, als Apollo sie verfolgte? Phöbus Apollo, der Führer der Musen, ist der Strahlende, Tötende. Wenn er die menschliche Gestalt ergreift, so tötet er das Menschliche an ihr, und sie verwandelt sich in den Lorbeer. Armes Kind! Glückliches Kind! Der Führer der Musen hat dich ergriffen.

Felix spielte weiter, und immer wieder tönte der brausende Beifall. Das Programm war zu Ende, die Menge konnte sich nicht beruhigen. Ein Wald von Lorbeer wurde auf das Podium gebracht. Das Publikum verlangte eine Zugabe.

Herr Nestel blickte durch sein Glas. Felix erschien. Doch was war das? Professor Mantilla führte den Knaben vor und trug eine Geige. Er gab sie dem Kinde. Ha! Felix sollte auch noch Geige spielen! Welch ein Effekt, den sich der Alte und Herr Krügel ausgedacht hatten!

Das Publikum war starr vor Staunen. Felix spielte eine Gavotte auf seiner Geige.

Als er den Bogen senkte, trat eine tiefe Stille ein, dann brach es los wie verstärkter Donner.

Herr Nestel wurde sehr bange. Er presste die Hand fester aufs Herz.

Als der Beifall schwieg und die Menge sich verließ, strömten alle den Ausgängen zu. Nur ein Herr blieb sitzen. Er saß allein noch da, als die Dienerschaft an ihre ordnende Arbeit ging. Er stand auch nicht auf, als ihn ein Diener anredete. Der Herr war tot. Die Nachforschungen ergaben, daß es der Vater des Wunderknaben war.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Evangelisch=sozial. Einer der Hauptwortführer der Richtung, die auf dem Boden des Protestantismus eine „soziale“ Tätigkeit mit der Förderung religiöser oder kirchlicher Interessen verbinden möchte, hat vor kurzem eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, die das Dunkel, von dem der Begriff des „Sozialen“ als Bezeichnung der hier in Frage kommenden besondern Bestrebungen umgeben ist, wenigstens einigermaßen aufhellen sollten. Das Ergebnis seiner Ausführungen war, daß vor der Hand nur eben ein allgemeiner, unbestimmter, aber im Einzelnen mit Macht sich ankündigender „sozialer Drang“ bemerkbar sei. Sollte es, an der Hand der heutigen Erfahrung, nicht doch möglich sein, das Wesen und die Richtung dieses Dranges näher zu bestimmen? Allerdings leicht ist die erforderliche Unbefangenheit und völlige Aufrichtigkeit des Denkens dann nicht, wenn, wie es bei den „Evangelisch=Sozialen“ überwiegend zutrifft, die religiösen Interessenten zugleich kirchliche Interessenten sind. Moltke hat einmal gesagt, die Geschichtsdarstellung müsse sich hüten, leichtthin an ein erworbenes Prestige zu rühren, das der Vaterlandsliebe förderlich sein könne. Er hat hier als konservativer Patriot gesprochen, und als solcher hat er Recht, was immer die Wissenschaft als Verehrerin der objektiven Wahrheit dagegen einwenden möge. Das Interesse der reinen Erkenntnis und das praktische des Lebens stehen hier, wie so oft, mit einander in Widerspruch.

Die Wirksamkeit der großen Institutionen, durch die die Völker geleitet und nach den Zielen der Vorsehung hingeführt werden, hängt wesentlich davon ab, daß alle, die sich im Dienste dieser das sittliche Leben bestimmenden Organisationsgebilde befinden, deren Aufgabe als eine ideale, ihre Geltung als möglichst absolute erfassen. Nicht die Macht der Kirche allein, sondern die Kraft jeder sozialen Institution wurzelt in diesem Glauben. Wer sich daher noch als lebendiges Glied einer solchen Institution fühlt, wer innerlich mit ihr und ihren Interessen verwachsen ist, wird instinktiv dem Bestreben huldigen, die Fackel der geschichtlichen Erkenntnis an den ihr anhaftenden Schwächen und Unzulänglichkeiten, an den Anzeichen der Anreife oder des Alters möglichst rasch vorübergleiten zu lassen. Der Gewinn an Erkenntnis würde ja in demselben Maße den Wert des Ganzen, dessen Glied er ist, und damit auch seine eigne Selbstschätzung herabsetzen.